

(Nachdruck verboten.)

10]

## Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Jetzt ist wieder die Erdwibele-Zeit,“ sagte das Kind und drückte sich dicht an den Alten.

„Ja, jetzt gehen sie wieder ihre Leinwand an die Bäume hängen. Und dann fliegen die weißen Fäden,“ erwiderte der Knecht.

„Sag, erzähl mir, Seppie, ist's wahr, das von dem See?“ flattierte Floflo dem Dorfargen und wies mit der Hand in die Ferne, über den Tannengrund und den Kreuzbühl, wo der biansche mäts\*) auf dem Reisberg schlief.

„Die Catherine, die weiß alle Altweweibergeschichten, die erzählt Dir vom Weißen See und von dem goldenen Wagen, wo drin liegt und alle Jahr in der Johannisnacht aufs Land rollt und was das für dumme G'spöß sind.“

„Dumme G'spöß?“ fragte Florence klagend.

„Ein goldener Wagen, und wer ihn Johanni in der Geisterstund packt und so weit auf den Berg heraufzieht, daß er Stand hat, eh' es in Orbey eins schlägt, der führt ihn heim! Zwei Brüder aus Paris haben's einmal gewagt. Der See hat sie behalten.“

Der Knecht bröselte es vor sich hin und schleifte das lahme Bein durchs feuchte Heidekraut.

Das Kind schwieg eine Weile. Es war so still, daß das Wasser im Brunnentrog bis zu ihnen herrauschte und gurgelte, als das Haus noch klein und grau über ihnen am Begrain hockte.

Auf einmal tat Floflo einen tiefen Atemzug.

„Aber der Vater, wenn der will, der führt ihn heim,“ sagte es, und seine Stimme hatte einen warmen Klang.

Der Seppie drückte vor Lachen, aber unwillkürlich machte er den Buckel krumm, als spürte er die Faust des Daniel über sich.

So schritten sie selbender zur Höhe.

Kühl kam die Luft über den Grat, und als der Knecht mit dem Kinde den Hof erreichte, lag ein feuchter Glanz auf Floflos Haar. Hinter ihnen schritten die Nebelfrauen.

In der Nacht begann es zu regnen. Eintönig rauschte es hernieder, klopfte und polterte in den Dachrinnen, lief tropfend ums Haus und sang im Tannenwalde, wo höhnisch der Rauz schrie. Am Tage darauf blies der Nordwind, große Floden tanzten leicht zwischen den schweren Tropfen, und eine setzte sich Floflo auf die ausgestreckte Hand. Es hatte lange auf der Schwelle gestanden und schoß nun mit dem Schneestern in die Stube.

„Aug, Nettele, das ist gewiß eine von zu oberst aus dem Himmel, so groß ist sie.“

Aber als es der Mamsell die Flode zeigen wollte, war sie verschwunden. Ein Tropfen rann zwischen den Fingern herab und traf den kleinen Léon, der auf Netteles Schoß lag, auf die Nase.

Da lachte Floflo und tanzte von einem Bein aufs andere, indem es die Hände zusammenschlug und sang:

„Tschuf, tschuf, tschuf, der Wind geht kalt,  
Maidele, siid di Armele!  
Nimm doch dü kei' alte Mann,  
E junger git dir wärmer . . .“

„Jesus, nein, was singst Du da, Du töistes Kind!“ rief das Nettele zwischen Lachen und Schelten.

„Das ist schön, gelt? Das hab ich vom Kelter,“ erwiderte Floflo und fuhr mit heller Stimme fort:

„Lustig, wenn m'r ledig sind,  
Lustig, wenn m'r laue,  
Wenn m'r nit in d'r Himmel kumme,  
Kumme m'r halt dernavel!“

„Simmlicher Vater! . . . Halt Deinen Schnabel! M, der Kaveri, so ein Fink, dem Kind seine Schelmenliedle vererben!“

Das Nettele erhitzte sich ganz.

„Wart nur, im Frühjahr kommst Du auf Kolmar in die Schul, zu den guten Schwestern, die werden Dir dafür tun.“ Manette sah Florence mit bösen Augen an, aber dann suchte ein trauriges Lächeln um ihren Mund.

Floflo war verstummt. Jetzt fragte sie ganz verzagt und piepte wie ein armes Vögelchen:

„Ist das wirklich wahr, Manette, ich komme zu den Schwestern?“

„Du weißt's doch, es ist ja alles schon regliert,“ antwortete das Nettele.

„Und der Léon?“

„Ja, der kann doch nicht zu den Schwestern. Der bleibt hier auf dem Berg.“

Floflo schwieg. Ihr Herz klopfte wie oft, wenn sie wild tat.

Die alte Mamsell wiegte den Knaben und sah mitleidig auf das ernste Kind. Daniel hatte ihnen schon auf Michaeli gesagt, daß das Maidele nach Kolmar zu den frommen Schwestern in die Schule sollte. Und zwar auf den Frühling. Florence war sehr erstaunt gewesen, als sie davon erfuhr, aber jetzt erst schien dem Kinde klar zu werden, daß es hinab müsse von dem Berg und fort von daheim.

„Sag, Nettele, hätt' ich auch zu den Schwestern müssen, wenn's Mütterle noch bei uns wär?“

So fragte es nach einem Schweigen.

„Selbstverständlich, oder meinst, 's Mütterle hätt' können den Schulmeister machen?“

„Ja, und der Vater, kann der's auch nicht?“

Da strich ihm Nettele über die Wade.

„Das gäb ein' rauhen Schulmeister.“

Und dann erzählte sie dem Kinde von den guten Schwestern, die in dem schönen, großen Haus in der Stadt wohnten, wo so viele kleine Maidele waren und Lesen und Schreiben lernten und singen und beten. Und am Sonntag gingen sie in die Kirche, eine Kirche, zehnmal so groß wie die zu Trois Epis, wo Floflo auch schon gewesen war, mit Fenstern von farbigem Glas und goldenen Tafeln und Bildern und mächtigen Gloden. Wenn die läuteten, hörten sie es stundenweit. Dorthin kam Floflo am Palmsonntag, und auf Pfingsten durfte es heim auf den Berg, für zwei Tage. Dann fuhr der Vater mit dem Vögelchen nach La Motte und mit der Post ins Tal und ging es holen. Und jedesmal, wenn Floflo heimkam, war der Léon einen Schuh gewachsen.

„Und ich?“ fragte das Mädchen.

„Und Du auch, Du fährst aus den Kleidern wie die Schnecken aus dem Häuschen, wenn's regnet. Und an einem schönen Morgen ist Floflo ein Fräulein und gelehrt wie ein Abbe.“

„Wirklich?“

Zweifelnd sah es zu ihr auf. Nettele blickte in die großen, dunklen Augen und versicherte auf ihre Seligkeit, daß es so geschehen werde.

Und nachdem sie einmal von der Uebersiedelung gesprochen hatten, redete sie täglich davon, und Netteles Phantasie erschöpfte sich bald, aber Floflo wußte sie durch neue Fragen immer wieder anzuregen, bis sich alles so lebendig anhörte, daß das Kind selbst davon zu erzählen begann. Es sprach mit der Catherine darüber und erzählte dem Léon und sogar dem Bello davon, der ihm lange zuhörte und nur dann und wann die gestuhten Ohren bewegte, die kalte schwarze Schnauze auf Floflos Knie legte und mit dem Stummelschwanz die Dielen wischte.

Der Winter kam mit Schneestürmen und klarem Frost. Der Hof lag verschneit, und Latine backte Brot trotz einem Bäcker. Daniel betreute den Joli und die beiden Milchkühe, die in dem Berkslage, dicht an der Kliche, standen. Wenn sie mit den Ketten rasselten, hörte man es in dem dunklen Raum, wo Catherine einsam die Kaffeemühle drehte. Zutweilen kam ein Schmuggler und klopfte am späten Abend an die Läden, trank einen Schnaps und huschte wieder ins Dunkel. Dann stapfte ein Zollwächter durch den Schnee und schmetterte einen Bittern, wuschte den Bart und ging wieder hinaus in den Wintertag. Alle Mulden und Gänge, alle Schluchten und Wälder lagen voll Schnee, und wenn der Wind sang, glitzerte die Luft von aufgeschwehten Kristallen, die aus den Tannen stoben und in der kalten Sonne tanzten.

\*) Romanisches Patois, zu deutsch weißer See.

Floflo hockte an hellen Tagen auf ihrem Schlitten und kaufte vom Grat in die Mulde hinunter, die Beine mit den Holzschuhen und den dicken roten Strümpfen vorgestreckt, den geschmeidigen Leib zurückgeworfen, mit fliegenden Haaren und wildem Zuruf. Und wenn sie sich mit dem Schlitten überschlug und in die Schneewehe hineinplumpste, daß der silberne Staub glitzernd aufstob, dann jauchzte sie laut, und der Bello raste bellernd im Kreise um sie herum und tanzte auf allen Wieren wie ein Geißbock.

Daniel Junt saß über seinem Hauptbuch, einem dickleibigen Folianten, der einen altersgrauen Einband hatte und schon vom Vater selig angelegt worden war. Flosfos Jauchzen drang durch die Doppelfenster zu ihm herein. Er stand auf und blickte hinaus. Just stieß das Moidle den Schlitten ab am Mönchsfelsen, dessen blankgefegte Kalotte\*) schwarz aus der weißen Kutte stach. Und schon schoß das Gefährt die steile Furche hinab und schwand ihm an der Hausdecke aus dem Gesicht.

„Wenn's nicht auskерт und noch einmal heil herunterfährt bis zum Grund, so geht's gut aus,“ sagte er zu sich und wartete eine Viertelstunde, ohne einen anderen Gedanken. Da sah er Floflo, den Schlitten am Seil, den Gang hinanstampfen. Am Mönchsfelsen, wo der Wind über den Grat blies, hockte es wieder auf das Bänklein, und gleich darauf kaufte es jauchzend den Berg herab. Daniel riß die Tür auf und ging in den Saal hinüber. Durch den Spalt des Ladens spähte er auf den weißen Berghang. Ein schwarzer Kobold fuhr dort in die Tiefe, schwenkte den Schlitten am Straßenbord und zog einen Kreis in der Tiefe der Mulde, wo das Gefährt plötzlich zur Ruhe kam.

Als das Vorzeichen sich zum guten erfüllt hatte, begann Dunkel über sich selbst lachte, zuckte die Achseln und kehrte zu seinen Ziffern zurück.

Er raffte die Papiere zusammen, die Police der Pariser Affesuranz lag zu oberst. Seit fünfundzwanzig Jahren war die Prämie bezahlt worden, aus dem Saal der Junt bezahlt. Der Soldadler über dem Türposten war hundert Napoleons wert, soviel hatten sie dem Generalagenten dafür gezinst. Die Gemeind war um keinen Sou angegangen worden. Wäre die Budik abgebrannt bis aufs Mauergerüst, es hätte keiner drum Leid getragen. Die Gemeind nicht, er nicht und Herr Grosjean auch nicht. Nur die Gesellschaft zu Paris! Aber das war ja so gut wie gestohlen! Pfui — er spuckte aus.

„Die Gemeind muß bauen,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, warf die Schriften in die Lade, rannte sie mit dem Anie zu und zog den Schlüssel ab. Am ersten Sonntag Hornung war die Sitzung, in der sein Besuch verhandelt wurde. Noch acht Tage. Er stand auf und redete sich, als müßte er seine Kräfte prüfen. Im buschigen Haar traten die ersten weißen Fäden hervor, ein Netz von Fältchen zuckte in seinen Augenwinkeln, aber straff spannte sich die Haut über den Backen, unter dem Bart brannte die Rippe, und in den Halsadern schwoll ihm das rote Blut, wenn er den Atem in die breite Brust zog und die Häufte ballte, als müßte der Spruch des Gemeinderates mit Dreinschlagen verdient sein.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.)

## Die Tonpfeifenfabrikation.

Von Siegbert Salter.

Die Einführung der Tabakpfeife nach Europa wird gewöhnlich Ralph Lane, dem ersten Gouverneur von Virginia zugeschrieben und fällt in die achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts. Doch muß die Sitte, Tabak aus Tonpfeifen zu rauchen, in Amerika schon lange vor seiner Entdeckung durch Columbus ziemlich allgemein verbreitet gewesen sein, wie zahlreich aufgefundene Reste solcher Pfeifen bezeugen, die zum Teil eine auffallende Ähnlichkeit mit den ersten in Europa hergestellten Tonpfeifen aufweisen.

Zunächst wurden diese Pfeifen in England nachgeahmt und schon im Jahre 1619 bildeten die Londoner Pfeifenmacher eine Korporation. Das Hauptzentrum der englischen Tonpfeifen-Industrie bildete seit Anfang des 17. Jahrhunderts's Brosely in Staffordshire. Von England aus verbreitete sich die Pfeifenbäderei schnell über den europäischen Kontinent und gelangte namentlich nach Holland, Frankreich, Deutschland und Ungarn. Fabrikmäßig wurde die Tonpfeife jedoch zuerst in Holland, und zwar in Gouda hergestellt. In Deutschland ist es namentlich die Rheinprovinz, Hessen und Hannover, in Ungarn die alte königliche Freistadt Debreczin, in Frankreich das Departement Drôme, wo die Tonpfeifenindustrie später zu hoher Blüte gedieh und auch heute noch besteht.

\*) Mütze, Rappchen.

Wie überhaupt alle Töpfertwaren, so sah auch insbesondere die Tonpfeifenfabrikation mit der wachsenden Verbreitung des Porzellans einen siegreichen Rivalen entstehen. Die Landbewohner, die früher fast ausnahmslos die irdene Pfeife benutzten, ziehen heute vielfach die bemalten Porzellan-Pfeifenköpfe vor. Besonders der junge Nachwuchs wendet sich mehr und mehr von der anspruchslosen Tonpfeife ab. Infolgedessen wird heute die Herstellung von Tonpfeifen nur noch an wenigen Orten betrieben, so in Papenburg, das den notwendigen Ton von Grenzhausen in Hessen-Nassau bezieht, und in Speicher, einem großen Dorfe der Eifel, wo sich in aller-nächster Nähe ausgedehnte Tongruben befinden.

Hier, in der Eifel, wird die Fabrikation noch heute fast in derselben Weise gehandhabt, wie vor zwei Jahrhunderten. Es ist ausschließlich Handarbeit unter Zuhilfenahme weniger Werkzeuge. Die erstaunliche Schnelligkeit, mit der ein geübter Arbeiter an einem Tage je nach Länge der Pfeifen 600 bis 2000 Stück (kaum jedoch 5000 bis 6000, wie eine aus der „Landindustrie“ in mehrere Zeitungen übergegangene Notiz zu melden weiß) anfertigen kann, ließ die verschiedenen Maschinen zum selbsttätigen Pfeifenformen, die in England erfunden wurden, nicht aufkommen.

Das Material, woraus die Tonpfeifen in der Eifel hergestellt werden, ist ein weißlicher, sehr feuerbeständiger Ton, der durch Einpumpfen, Treten und Schneiden, durch Bearbeitung mit dem Spaten und Mahlen in Tonwalzen reif zum Rollen gemacht und sorgfältig von allen fremden Körpern, namentlich Steinen, gereinigt wird. Alsdann kommt er in großen, steifen Klumpen zur Verarbeitung auf den Werkstätten, einen umfangreichen, tiefschalen Tisch, an dessen verschiedenen Seiten vier Pfeifenmacher sitzen.

Der erste nimmt von dem Tonklumpen eine angemessene Portion ab und fertigt daraus durch Kneten und Rollen die sogenannten Wellen oder Rollen, das sind lange Tonstangen von der Form etwa eines Bleistiftes, an dessen einem Ende sich ein birnenförmiger Klumpen befindet: die Urformen des später daraus entstehenden Rohres und Stopfes. Etwa 15 bis 18 Rollen werden auf ein Häufchen zusammengelegt, und sind mehrere solcher Häufchen fertig, so wandern sie zur Presse, dem sogenannten Kasten, in die Hand des zweiten Arbeiters.

Dieser nimmt nun eine der Rollen nach der anderen von dem Häufchen und durchbohrt mit einem langen, in einem Holzschacht steckenden Eisendraht die dünnen Tonwalzen bis in das birnenförmige Ende. Es gehört eine große Uebung zu dieser Manipulation, die schnell, ohne den Draht zu drehen und ohne nach der Seite auszufahren, ausgeübt werden muß, wobei der Arbeiter zwischen den Fingern der linken Hand den weichen Tonkörper hält, während die Rechte den Draht führt. Nachdem je nach der gewünschten Form der birnenförmige Kopf mehr oder weniger steil hochgebogen ist, wird das Ganze mit dem darin steckenden Eisendraht in die Pfeifenform gelegt, die aus zwei eisernen oder messingenen Hälften besteht und ihrerseits wiederum in die Presse oder den Kasten gebracht und vermittelst einer Schraube geschlossen wird. Mit dem sogenannten Stoßer oder Stopfer, einem eisernen Stempel von der Form des Pfeifenkopfs, stößt der Arbeiter nun die Höhlung des Stopfes aus und drückt den Draht bis an den Stopfer durch das Rohr, so die Verbindung zwischen Rohr und Kopf herstellend. Hierauf nimmt er die Pfeife aus der Form, beseitigt mit einem trummen Eisen, dem sogenannten Schenker, die aus den Formfugen herausgetretenen Teile, die Naht, schneidet mit dem am Schenker befindlichen Messer das Rohr ab und zieht den Draht heraus.

Jetzt wandert die Pfeife zum Abschneider, der den beim Formen des Kopfes übergetretenen Tonrand, den sogenannten Bart beseitigt, mit dem Trimmesser die Naht des Kopfes verputzt, und dann die Pfeifen auf ein Brett zum Trocknen legt.

Während dieser Arbeit sind Form und Stopfer stets geölt, um ein Anhaften des Tones zu verhüten.

Sobald die Pfeifen genügend trocken sind, werden sie von dem vierten Arbeiter poliert oder glatt gemacht. Dazu bedient er sich der sogenannten Glattsteine, eines dem Kufeisenmagnet ähnlichen Werkzeuges, dessen rundgebogener Teil als Griff dient, während die beiden Pole in zwei Agatsteine endigen.

Hiermit sind die Pfeifen fertig zum Brennen. Sie werden in einer Anzahl von je 400 bis 500 Stück in längliche, viereckige, feuerfeste Tonkasten gelegt und diese neben und übereinander in den Ofen gesetzt, der ihrer 20 bis 30, also 8 bis 15 Tausend Pfeifen aufnehmen kann. Die Fenerung geschieht durch Holz oder Steinkohle. Um die angegebenen Mengen zu baden, braucht man ungefähr drei bis viereinhalf Kubikmeter Holz.

In England geschieht vielfach das Brennen in einer zylindrischen tönernen Kapsel, die in der Mitte des Ofens steht. Die Pfeifen werden etagenweise in schräg angelegelter Stellung in die Kapsel eingepackt, und zwar 7000 bis 8000 Stück zu jedem Brande, der etwa acht bis neun Stunden dauert.

Um den Pfeifen ein besseres Ansehen zu geben und zu erzielen, daß sie weniger stark an den Lippen festkleben, taucht man sie, nachdem sie vollständig abgekühlt sind, in eine Lösung von Wasser, Gummi, Seife und weißem Wachs. Nachdem sie abermals trocken geworden sind, werden sie mit einem weichen Tuche, am liebsten mit Flanell, abgerieben.

Vielfach werden die Tonpfeifen, insbesondere Pfeifenköpfe allein, aus farbigem bezw. sich farbig brennendem Ton hergestellt, namentlich aus rotem oder schwarzem Ton, wovon z. B. große Mengen in Ungarn fabriziert werden; auch im Rheinland, bei

Coblenz und in der Rheinpfalz werden solche Pfeifen hergestellt. Die schwarzen Konspfeifen sind aber auch aus weißem Ton gebrannt; die schwarze Farbe wird durch Brennen zwischen Kohlenstaub in geschlossenen Gefäßen erzielt. —

## Kleines feuilleton.

tg. Bekanntheit. Alles schwiigte. Auch Krabinski, der junge Maschinenbauer. Deshalb bog er heute auf seinem Nachhausewege in den Wald ab, ans Wasser. Hier ging ein frischer Luftzug. An den Uferabhängigen lagerten hunderte, die Kühle durstig einzusaugen. Aus der Badeanstalt scholl vergnügtes Lachen und eifriges Plätschern.

Das lachte Krabinski. Er trat hinein, warf seine Arbeitskleidung ab, befechtete sich am inneren Bassin nur Stirn und Brust und stieg auf den Turm. Mit einem gewaltigen Kopfsprung schoß er in den See. Gleich darauf ruderten die Arme und Beine in sicheren Bewegungen, in kraftvollen Stößen. Dort drüben war das Ziel: an der kleinen grünen Insel, die den Umfang einer großen Stube hatte. Der Schwimmer sah als unverrückbares Zielzeichen nur die Krone eines Baumes, des einzigen, den das winzige Eiland trug. „Station Sonnenbad“ hieß die Insel im Munde der Schwimmer, Ruderer und Segler. Wer's aushielt bis hierher, der legte sich behaglich zu einer langen Ruhepause ins Gras und ließ sich die Haut bräunen. Mancher Schwimmer, der die Entfernung unterschätzte oder die eigene Kraft zu hoch taxierte, mußte seinen Ehrgeiz mit dem Leben bezahlen. Eben noch ein dunkler Punkt auf dem Wasser, vom Ufer gesehen, ging er lautlos unter. Schloß die Badeanstalt am Abend, dann fand man in einer Zelle noch Kleidungsstücke, zu denen der Mann fehlte. . .

Krabinski dachte nicht daran. Er war seiner Kraft sicher, hatte sie oft ausprobiert — und näherte sich eben wieder dem letzten Viertel des Wasserweges zur „Station Sonnenbad“ ohne sonderliche Ermüdung. Aber einem anderen mochten Todesgedanken durch den Kopf schießen — einem schwarzen Kopf mit heller Glatze, der da plötzlich eine Strecke vor Krabinski auftauchte. Ein gewaltiges Prusten, Schütteln und Aechzen ging von ihm aus. Unregelmäßig ruderten die Arme, krampfhaft zappelten die Beine. Und zuweilen sah man nur noch die Glatze über dem Wasser.

Krabinski griff aus. Mit einigen schnellen Stößen war er neben dem Kämpfenden. „Geht's nicht mehr?“

Ein dickes, vor Erregung feuerrotes Gesicht wandte sich ihm mühsam zu: „Helfen Sie mir! Ich ertrinke! Gott, ach Gott, ich schaff's nicht mehr. Ich geh' unter!“

„Ruhe, vor allen Dingen Ruhe“, mahnte Krabinski. „Wir haben nicht mehr weit. Legen Sie sich auf den Rücken. Halten Sie sich an meiner Badehose fest. Ich nehm' Sie ins Schlepptau.“

Der andere folgte der Weisung und ward ruhiger. Zwar schludte er zuweilen Wasser, aber es ging vorwärts. Nach wenigen Minuten sanken beide erschöpft ins Gras der Insel.

„Station Sonnenbad!“ Krabinski lachte, aber leuchtend ging die Brust.

Der Gerettete spudde und ächzte. „Teufel noch mal. Jetzt hab' ich wahrhaftig schon die Engel im Himmel pfeifen hören. Ohne Sie hätt' ich jetzt den Bauch voll Wasser, glaub' ich.“

„Ich glaub's kaum.“ Krabinski lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet und blickte gleichmütig in den blauen Himmel. „Weit war's ja nicht mehr. Sie hätten sich schon noch bis hier heran gezapfelt.“

„Wer weiß.“ Der andere sah nachdenklich aus. „Und denken Sie mal: Drüben am Ufer sitzen meine Frau und die Kinder. Wenn ich nu — er schüttelte sich entsetzt. „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet.“ Und richtete sich halb auf: „Weilchenfeld ist mein Name. Kaufmann. Das Haus da drüben — dort — Sie müssen auch die Bäume sehen — das mit dem blauen Schieferturn — das ist meine Villa. Und Sie — wenn ich fragen darf —“

„Krabinski. Meine Villa ist von hier aus nicht sichtbar.“

Weilchenfeld bemerkte den scherzhaft-ironischen Ton nicht. „Hoffentlich geben Sie mir mal die Ehre. Würd' mich sehr freuen. Auch meine Frau. Und Lucie, — meine älteste Tochter —“

Krabinski schwieg. Er beobachtete einige kleine Wöllchen, die mit großer Schnelle über die blaue Himmelsfläche segelten.

„Zu großem Dank bin ich Ihnen verpflichtet, Herr Krabinski. Zu riesigem Dank. Meine Familie hätt' keinen Ernährer mehr, wenn —“ Er weinte fast.

Krabinski rührte sich nicht und dachte: Hört der Mann denn gar nicht auf?

Nein, Weilchenfeld hörte nicht auf. Er war weich geworden. Streckte ihm die Hand hin: „Herr Krabinski, lassen Sie mich Ihre Hand drücken. Sie sind 'n edler Mensch. Das Leben haben Sie mir gerettet. Das vergess' ich Ihnen nie!“

„Anjimm“, knurrte Krabinski mit verdrießlichem Gesicht. „Was war'n dabei.“

„D“, Weilchenfeld sah mit nassen Augen vor sich hin. „Hat man schon mal gehört, daß zwei auf solche Weise Bekanntheit gemacht haben? Wie'n Roman ist's. Nicht? Was wird meine Lucie dazu sagen? Meine Aelteste. Das Kind ist die reine Poesie, müssen Sie wissen. Verehren wird sie Sie — verehren!“

Krabinski stand auf. „Ich schwimme lieber und schide Ihnen ein Boot her. Oder —?“

„Ich komm' mit Ihnen. Es geht, es geht, wenn Sie neben mir bleiben. Ich kriegte vorhin bloß plötzlich einen Angstfall.“

„Wir haben übrigens auch eine ganze Weile festen Boden hier. Waten wir also, so lange wie's geht.“

Sie marschierten im Wasser, bis es an den Hals reichte. Dann schwammen sie. Weilchenfeld war sehr aufgeräumt und erzählte in einem fort. Ewige Freundschaft — bald mal besuchen — Frau und Kinder kennen lernen — Fläschchen zusammen leeren — anstoßen auf langes Leben —

„Sparen Sie Ihren Atem. Sie brauchen ihn noch.“

Aber sie kamen glücklich hinüber. Weilchenfeld verschwand eilig in seiner Zelle, während Krabinski sich noch im Bassin abseifte und sich dann langsam ankleidete — in der stillen Hoffnung, Herr Weilchenfeld werde sich schleunigst brüden.

Nein, Weilchenfeld brüdete sich nicht. Vor dem Eingange der Badeanstalt stand er mit Frau und Kindern, seinen Ketter zu erwarten.

Der kam. Sie erkannten sich kaum. Weilchenfeld im eleganten Sommeranzug — Krabinski in seiner Arbeitskleidung —

„Sie sind's?“ Weilchenfeld zögerte einen Moment.

„Rebeka. Lucie. Kinder — hier stelle ich Euch Herrn Krabinski vor. Ohne ihn wäre ich nicht mehr. Vielleicht nicht mehr. Möglicherweise hätte ich mich zwar doch noch herangezappelt. Immerhin — wir sind ihm zu großem Danke verpflichtet.“

„Wir danken Ihnen sehr“, sagte Rebeka.

„Wir danken Ihnen sehr“, echote Lucie.

„Und nun wollten wir eigentlich ein Fläschchen auf die glückliche Rettung trinken.“ Weilchenfeld sagte es mit unsicherem Blick auf die Seinen. „Was meint Ihr dazu?“

„Danke.“ Krabinski ward's unbehaglich. „Hab' wenig Zeit. Und's war auch weiter kein Kunststück.“

„Ja, wenn Sie keine Zeit haben“, meinte Rebeka.

„Schade“, bedauerte Lucie.

„Sehr schade. Aber —“, Weilchenfeld zog das Portemonnaie.

„'n Abend!“ Das klang schroff. Krabinski ging.

„Den wolltest Du einladen, Papa?“ fragte Lucie.

„Gedanke!“ Rebeka warf dem Gatten einen niederschmetternden Blick zu.

„Aber, Kinder!“ Weilchenfeld machte eine unglückliche Figur.

„Ich bin ja selber ganz bass! R a d t sah der Mensch ganz anständig aus. Wirklich!“ —

gc. Badesleben in Anatolien. Außer Böhmen und den Rheinlanden gibt es wohl wenige Gegenden der Erde, die so reich an heißen, seit altersher zu Heilzwecken benutzten Quellen sind, wie ein Strich Kleinasiens, in den sich einst Phrygier und Bithynier teilten, und der jetzt fast ganz in den Bereich des türkischen Vilajets Brussa fällt. „Phrygia salutaris“, das heilkräftige Phrygien, nannten die Römer diesen Bezirk, und diesem Namen macht er noch heute Ehre. Ein echt türkisches Bad ist Nibschahamam in einem Waldtal, 25 Kilometer von Kutaja entfernt. Von einer Kurtagge oder einer Bezahlung der Bäder ist keine Rede, nur wer eins der kleinen Häuser mietet, zahlt dafür 75 Pf. für die Nacht an den Tischertessenbesitzer, der andererseits die Instandhaltung des Bades als eine Ehrenpflicht betrachtet. Mit hochgepackten Wagen kommen die Familien an, schlagen ihre Zelte auf, wo es einem jeden beliebt, holen sich Reisig, so viel als sie brauchen, aus dem Walde, und haufen drei, vier Wochen in der vollen Freiheit des Nomaden. Schlechterdings alles bringen die Badegäste von Hause mit, Decken und Kissen, Töpfe und Teller, Mehl, Reis, Butter, Salz, Kaffee, Zucker, Eier, manche selbst Hühner. Nur die Milch und das Fleisch liefert das nahe Tischertessengehöft. Auch das Brot bäckt jede Familie selbst in dem Backofen eines spekulativen Griechen aus Kutaja, der dafür fünf Pfennige von jedem Brote erhebt. Den Besuch dieses Bades schildert ein Schriftsteller wie folgt: „Am frühen Morgen mit Sonnenaufgang wachte mich mein freundlicher Wirt zu einem gemeinschaftlichen Besuch des gegenüberliegenden Bades. Wir traten zuerst in eine nach Osten geöffnete Vogenhalle, wohl noch selbsthütischen Ursprungs, die als Auskleideraum diente. Dann ging es wenige Schritte über die Steinplatten eines kleinen Hofes, ein paar Stufen hinab in das Badgewölbe, aus dem uns eine dichte Dampf- und Wasserdampf- Wolke entgegenquoll. Der niedrige Raum ist nur zum Teil mit einer gemauerten Wölbung bedeckt, zum anderen Teil ist er eine natürliche Höhle, und so ist auch das Bassin teils in den Felsen geschnitten, teils gemauert. Es war erst schwer, in dem dampferfüllten Raume, der von dem eintönigen Gesang der Badenden wiederhallte, das geringste zu unterscheiden, aber bald gewöhnte sich mein Auge daran und ich wagte mich in die 43 Grad Celsius warme, für europäische Begriffe also überheißige Flut. Die Türken lieben so hohe Temperaturen. Auch in den 46 Grad warmen Bädern von Esfeischehir, die den meisten Europäern zunächst ganz unerträglich scheinen, bleiben Kinder und Männer jeden Alters 20 bis 30 Minuten anscheinend ohne Anstrengung. Wohl in wenig Bädern wird man das heilkräftige Wasser so aus erster Hand genießen, wie hier in Nibschahamam; einen halben Meter über dem Bassin bricht die Hauptquelle in einen Strahl von der Stärke eines Mannesschenkels aus dem Fels und fällt brausend herab. Unter ihrem Strahl zu stehen, ist der Hauptreiz des Bades, und dieser Platz ist beständig besetzt. Andere Quellen dringen aus den Seitenwänden eines mehrere Meter langen Stollens, der nur gerade die Höhe hat, daß man bis an den Hals im Wasser aufrecht darin stehen kann; hier ist Dampf und Hitze ganz unerträglich. Von früh bis spät ist das Bad über-

fällt, gewisse Stunden sind den Männern, andere den Frauen zugewiesen. —

hl. Straßenschilder aus der Hauptstadt der Mandchurei. Wie pittoresk und vielfarbig sich die Straßenszenen und Volksgebräuche in Rußden darstellen, zeigen häufig die Schilderungen, die der bei der japanischen Armee in der Mandchurei befindliche Oberarzt Dr. Malignon in „Le Tour du Monde“ entwirft. In Rußden ist fortwährend Markt, hier und da an der Mauer sind Bäden und Buden aufgeschlagen, und ein buntes Bild des Lebens breitet sich aus. Lumpensammler, Bettler, fliegende Händler laufen umher und rufen laut ihre Waren aus oder bitten um eine Gabe. Daneben befindet sich eine große Pfütze jädwärzlich-grünen Wassers, in der sich die Schweine wälzen und ihr vergnügtes Quieken in das Schreien und Lärmen mischen. Um einen Straßenerzähler hat sich ein dichter Kreis von Zuhörern gebildet, die aus voller Kehle über seine derben Witze lachen. Diese öffentlichen Erzähler verfügen über eine außerordentliche Darstellungskraft in Wort und Gebärde, und sie vermögen die sonst so phlegmatischen Chinesen bis zu dem hohen Grade hinzureißen, daß sie einen seltenen Griff in den Geldbeutel tun. So vermag ein tüchtiger Erzähler trotz der Sparsamkeit des chinesischen Volkes einen recht hübschen Gewinn zu erlangen. Nicht weit von ihm hockt ein Händler vor seinem ärmlichen Verkaufstand, von den allerberühmtesten Dingen umgeben. Da liegen alte Schuhe, zerbrochene Pfeifenköpfe, beschädigte Räder, gerissenes Reitzeug und lauter gebrauchte und scheinbar wertlose Dinge, für die man nicht einen Pfennig ausgeben möchte, und die doch ihren Mann ernähren müssen. Unter freiem Himmel wird auch die Kunst des Nestlapp ausgeübt, wenngleich freilich diese Kunst eine höchst primitive ist. Der eine Heilkundige ist ein Spezialist für Pustulieren. Jegliche Krankheit heilt er auf diese Weise. Er hat ein paar europäische Zeichnungen vor seinem Stande aufgestellt, die eine Brustfigur und den Blutkreislauf darstellen. Ein Kranker kommt heran und klagt über einen Schmerz in der Schulter. Der Arzt fährt blitzschnell mit der Hand über die kranke Stelle, versenkt dann drei lange Nadeln sehr sicher tief in das Fleisch und zieht sie nach zwanzig Sekunden heraus; der Patient zahlt einige Sapelen und zieht befriedigt, wenn auch nicht geheilt, ab. Solch ein in den Straßen praktizierender Arzt hat nicht die leiseste Ahnung von Anatomie und Medizin, er kann nur seine langen Nadeln in die verschiedensten Teile des Körpers stoßen, mag jemand Schnupfen oder Schwindel haben. Die Ärzte, die einen festen Wohnsitz haben, unterziehen sich von den umherziehenden Heilkräften nur dadurch, daß sie in den Besitz eines Hauses sind und an ihrer Tür die Dankschreiben glücklicher geheilten Patienten anhängen. Da kann man denn Lobeserhebungen lesen, wie diese: „Seine geschickte Hand ließ einen neuen Frühling mir hervorblühen“ oder: „Jammerschade, daß ein so geschickter Mensch nicht Minister ist!“ Sehr häufig kann man auf der Straße Hühneraugenoperationen vollzogen sehen. Hühneraugen sind die spezifisch chinesische Krankheit; durch die engen Schuhe, die ein jeder tragen muß, werden diese Verunstaltungen der Haut hervorgerufen, aber dafür ist man auch in China äußerst geschickt, sie wieder zu entfernen. Auch der Friseur nimmt seine Verschönerungskünste unter freiem Himmel vor; der Chineser legt auf die würdevolle Gestalt seines Kopfes, und wenn er einen Bart besitzt, auch auf diesen großen Wert, doch zumeist geht er glattrasiert, weil dadurch am besten die gleichgültige Heiterkeit und die stumpfe Zufriedenheit seines Gesichts zum Ausdruck kommt. An die Bäden und Verkaufstände schließen sich die kleinen Marionettentheater, die Dioramen, die mit außerordentlich krassen Realismus merkwürdige Begebenheiten vorführen, und die Schaustellungen verschiedenster Art. Der Chineser liebt besonders Akrobaten und Jongleure und gerät bei schwierigen Produktionen in eine wirkliche, bei ihm sonst seltene Begeisterung; dennoch müssen die Jongleure im Reden und Anpreisen mindestens ebenso geschickt sein wie im Seiltanzen und Kugelspielen, um die stets festgeschlossenen Börsen der Zuschauer zu öffnen. Zahlreich ist die Schaar der Wundertäter und Zauberer aller Art, denen man großes Vertrauen entgegenbringt. Da der Chineser sehr abergläubisch ist und an geheime Kräfte glaubt, so läßt er sich auf alle Arten die Zukunft voraus sagen. Wenn auch das Betrachten des Kaffeekahles oder das Abzählen der Knöpfe gerade nicht angewandt wird, so sind doch die Prozeduren, die man anwendet, nicht viel sinnvoller und die Resultate nicht viel sicherer. Bettler vermögen, auch wenn sie die furchtbarsten Mißbildungen und Verunstaltungen aufweisen, nur schlechte Geschäfte zu machen, da Mitleid und Miltätigkeit nicht zu den Eigenschaften des Chinesen zählen. Zu Beginn des Frühjahrs herrscht unter den Mauern Rußdens besonders lebhaftes Treiben und an schönen, sonnigen Nachmittagen versammeln sich da die Bürger zu einem seltsamen Sport. Sie bringen Käfige heraus, in denen sich Vögel von einer unserer Wachtel ähnlichen Art befinden, gruppieren sich zu zehn oder zwanzig und warten dann schweigend und würdig stundenlang, bis die Vögel schlagen. Dieser Wettkampf erregt allgemeine Aufregung und großes Interesse. Besonders wichtig sind die großen Pferdemärkte in Rußden, auf denen die Chinesen als geborene Pferdehändler sich in den gewagtesten Betrügereien überbieten. —

**Technisches.**

— Der Plan einer großen Wasserkraftanlage in den bayerischen Alpen liegt zurzeit dem Verkehrs-

ministerium zur Prüfung vor. Es handelt sich um die Ausnutzung des 803 Meter über dem Meere liegenden Walchensees. Dieser 6 Kilometer lange und 5 Kilometer breite See liegt dicht am Rande des Gebirges, und zwar gerade an einer Stelle, wo dieses unvermittelt mehrere hundert Meter abfällt. Unten liegt nur, kaum 2 Kilometer Luftlinie entfernt, der Kochelsee, 601 Meter über dem Meere, und es ist ein für den Ingenieur sehr verlockender Gedanke, das sich zwischen beiden Seen ergebende Gefälle von 202 Meter zur Kräfteerzeugung auszunutzen. Aber der Wasserzufluß zum Walchensee ist so gering, daß die verfügbaren Wassermengen, trotz des hohen Gefälles, die Schaffung eines künstlichen Abflusses vom Walchensee zum Kochelsee nicht lohnen würden. Nun fließt aber südlich des Walchensees, nur durch einen hohen Bergrücken von diesem getrennt, die stets wasserreiche Isar, deren Wasserpiegel in diesem Teile ihres Laufes noch einige Meter höher liegt als der des Walchensees. Um nun diesem See größere Wassermengen aus der Isar zuführen beziehungsweise um den Walchensee als von der Natur geschaffenes, riesiges Staubeden für die Wasser der Isar zu benutzen, müßte man entweder durch den trennenden Bergrücken einen verhältnismäßig kurzen Tunnel bohren, oder aber man könnte von einer weiter entfernten weniger gebirgigen Stelle aus einen längeren Kanal von der Isar zum See graben. Beides ist mit den Hilfsmitteln der modernen Technik un schwer möglich, und beides wird gar nicht übermäßig teuer, wenn man bedenkt, daß das Staubeden, welches bei anderen Talsperren ungeheure Kosten verursacht, im Walchensee kostenlos gegeben ist. Die von den aus dem See über 200 Meter herabstürzenden Wassermassen geleistete Arbeit soll, in elektrische Energie umgewandelt, entweder nach München geleitet werden, oder sie soll für den größten Teil der oberbayerischen Staatsbahnen die Einführung des elektrischen Betriebes ermöglichen. —

(„Prometheus“.)

**Notizen.**

— „Berg des Kergernisses“, eine fünfaktige Tragödie von Heinrich Lilienfeld, dem Verfasser des Dramas „Maria Friedhammer“, wird im Stadt-Theater zu Bremen zum erstenmal in Szene gehen. —

— Unsere gestrige Notiz „Kingelbäume“ war der „Tägl. Mundsch.“ entnommen. —

— Das heftige Ministerium des Innern hat eine Verfügung erlassen, die mit Rücksicht auf die Hamsterplage den Bürgermeistereien die Herbeiführung einer einheitlichen und durchgreifenden Bekämpfung der Hamster dringend anrät. Das noch vielfach übliche Ausgraben der Hamster wird als verfehlt und wirkungslos bezeichnet, dagegen die Anwendung von Schwefelkohlenstoff empfohlen. —

— Die größte Tanne Deutschlands, der sogenannte Hölzleking, steht in der Nähe der Stadt Willingen auf württembergischem Gebiet. Die Höhe beträgt 42 Meter, der Kubinhalt 58 Festmeter. —

t. Eine neue Quelle für Gummi arabikum ist der Sudan geworden. Der Gummi wird in den Wäldern gesammelt und dann nach Omdurman gebracht, wo er verpackt, gewogen und nach Kairo oder einem der Seehäfen geschafft wird. Die Ausfuhr aus Ägypten beträgt jetzt über 20 Millionen Pfund jährlich. —

— Wie schweizer Blätter berichten, bestehen gegenwärtig in der Schweiz 2000 Hotels, die zusammen 110 000 Betten zur Verfügung halten. Der Gesamtwert der Hotels beläuft sich nach amtlicher Schätzung auf 600 000 000 Frank, der Umsatz im Jahre auf 125 000 000 Frank. —

n. Eine Eisenbahnstadt. Auch bei uns finden sich genug Beispiele für Ortshäfen, die ihren Aufschwung während der jüngsten Zeit lediglich dem Zufall verdanken, daß sie zu einem Knotenpunkt von Eisenbahnlinien gewählt wurden. Innerhalb Deutschlands braucht man nur an Pfläz wie Krenz in Posen, Becka in Posen, Kreienstein in Braunschweig und ähnliche zu denken. Immerhin sind diese Ansiedelungen auch jetzt noch als solche verhältnismäßig unbedeutend. Wichtigere Beispiele von Eisenbahnstädten lassen sich in den Vereinigten Staaten finden. Besonders auffallend aber ist die Entwicklung der Ortshafen in England. Von diesem Orte, der vor einem halben Jahrhundert vier Häuser aufwies, strahlen jetzt sechs Eisenbahnlinien aus, die den Verkehr zwischen den Großstädten London, Manchester Liverpool, Chester usw. vermitteln. Aus dem winzigen Flecken ist seitdem eine Stadt von 42 000 Einwohnern geworden, und zwar auch insofern eine echte Eisenbahnstadt, als sich die Bevölkerung fast ausschließlich aus Eisenbahnbeamten zusammensetzt, abgesehen von den Geschäftsleuten, die zur Lieferung des Lebensunterhalts für die Reisenden und die Einwohner erforderlich sind. Im Jahre 1848 wurde in Crewe die erste Bau- und Reparaturwerkstätte der Eisenbahn gegründet, und jetzt befindet sich dort das größte Eisenbahndepot der ganzen Welt, wie im „Cosmos“ behauptet wird. Besitzerin ist die Gesellschaft der London- und Nordwest-Eisenbahn, die dort 800 Häuser für ihre Ingenieure und Arbeiter hat erbauen lassen. Die Eisenbahnwerkstätten nehmen eine Fläche von 700 000 Quadratmetern ein und beschäftigen 3500 Arbeiter. —